

LUANNE RICE

Ein zitronengelber Sommer

ROMAN

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Tina Thesenvitz

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »The Lemon Orchard« bei Viking, New York

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Juni 2015
Knaur Taschenbuch
© 2013 Luanne Rice
Für die deutschsprachige Ausgabe
© 2015 Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Dr. Gisela Menza
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51567-9

Für Armando

Prolog

Februar 2007

So stell ich es mir vor: Elf Uhr an diesem kalten, sonnigen Morgen, sie sitzt hinter dem Steuer, die Hände in der Zehn-vor-zwei-Stellung, weil sie ein braves Mädchen ist und ihr Vater, der mit einem großen schwarzen Kaffee in der Hand neben ihr sitzt, den er bei Kendall's gekauft hat, es mag, wenn sie so Auto fährt, und sie fährt vorsichtig, weil sie nicht will, dass er den Kaffee verschüttet und sich verbrüht. Der Kombi ist zwölf Jahre alt und riecht nach Hund, und wenn sie in den Rückspiegel schauen würde, könnte sie die Stelle sehen, wo wir immer ihren Autositz festgeschnallt hatten.

Bonnie Blue, unser siebenjähriger Hund und Letzter in einer langen Reihe von merlefarbenen Border Collies, fährt mit mir, weil sie immer noch wild ist und gerne vom Rücksitz aus am Ohr des Fahrers knabbert und Peter und ich besorgt sind, dass sie Jenny ablenken könnte. Bonnie und ich sind zwei Meilen hinterher und müssen noch ein letztes Mal halten, um den Schokoladenkuchen in Hoffman's Bakery abzuholen, wo Viola und Norman ihn mit Fußballtoren und einer Fünfundvierzig-Meter-Linie geschmückt haben und wissen, dass man

Himbeerkonfitüre zwischen die Schichten verstreichen muss, weil Jenny die am liebsten mag.

Meine Tochter Jenny Hughes. Sie trägt den dicken Norwegerpullover, der liebenswert schief ist und den sie für Timmy aus dem Garn strickte, das noch Kletten und Zweige von der Schafswolle enthielt, und es ist typisch Jenny, ihn zu tragen, nachdem er ihn ihr vor zwei Tagen als Teil der Trennung zurückgab, zusammen mit ihrem Teleskop und dem eselsohri-gen Exemplar von H. A. Reys *The Stars*.

Der Februartag ist eisig, und obwohl noch sehr viel Schnee vom Sturm letzter Woche übrig geblieben ist, sind die Straßen eisfrei. Jenny denkt an die Party. Ihr und mir liegt nichts daran, Sport anzuschauen, doch Peter hat an der Brown Football gespielt, und wir gehen jedes Jahr zur Super Bowl. Jenny kocht gerne, und zusammen werden wir Chili, Hühnerflügel und Guacamole machen. Letztes Jahr kam Timmy zu uns, und die beiden kuschelten sich auf dem Sofa zusammen und flüsterten und lachten, umgeben von Peter und unseren Freunden; ich glaube nicht, dass ich auch nur eine Minute von dem Spiel mitbekommen habe, so fasziniert war ich von dem Anblick meiner verliebten Tochter.

Jenny ist im November sechzehn geworden, ihr Führerschein ist ganz frisch, und beim Fahren zeigt sie wie bei allem anderen Verantwortungsgefühl. Glatte Einser im letzten Semester, ein Talent fürs Geigenspielen, ein blaues Band beim Reitturnier im letzten September, die Sorge um unsere Tiere, so ein gutes Herz und eine hartnäckige und reinherzige Entschlossenheit, wie ihre Eltern auf die Brown University zu gehen, und ich frage mich, ob ihre Wahl eine Art ist zu versuchen, uns zusammenzuhalten, Peter und mich daran zu erinnern, wo wir uns kennengelernt haben, und ich weiß, sie fühlt sich schlecht, weil sie das Haus heute Morgen wütend verlassen und mich

eine Heuchlerin geschimpft hat, weil ich Leute eingeladen habe und Verwandte bewirte, in genau dem Moment, in dem Peter plant, auszuziehen. Meine Tante und mein Onkel aus Kalifornien wohnen bei uns; sie sind in Connecticut, weil er Professor ist und eine Gastdozentur in Yale hat, an der ich Assistenzprofessorin für Kulturanthropologie bin. Jenny hat Angst, dass sie etwas von der Spannung mitbekommen haben könnten und Peter verurteilen.

Da ist sie also, fährt die Shore Road entlang vom Stall heim, vorbei am Moor, das braun leuchtet; die Bäche sind zugefroren und glitzern reinweiß im Sonnenschein; ihr Vater sitzt neben ihr und trinkt Kaffee und erzählt ihr, wie gut sie am Morgen geritten ist, wie sie ihre Ellbogen am Körper und die Absätze tief hielt und so Gisele über die Sprünge jagte.

Peter und Jenny beten einander an, haben es seit ihrer Geburt getan. Wenn sie als Baby nachts schreiend aufwachte und nicht mehr einschlafen wollte, beruhigte sie sich erst, wenn er sie hochnahm, mit ihr umherlief und ihr erfundene Lieder vorsang, wobei er sie hin und her im Zimmer trug, das zur Wiese hinausging, während jene stattliche einzelne Ulme im Fenster geisterhaft im Mondschein leuchtete.

Und selbst in jenen Jahren, als Jenny elf und zwölf war und ich endlich wieder die Schulbank drückte, um meinen Master zu machen, Unterricht in New Haven nahm, studierte und über die Anthropologie der Bewegung schrieb, als meine Bücher und Papiere jeden Abend ausgebreitet auf dem Esszimmertisch lagen, kam Peter vom Büro nach Hause, und er und Jenny nahmen ihr Abendessen mit ins Arbeitszimmer und aßen vor dem Fernseher, lachten, und Jenny kreischte; sie liebten beide Komödien und Zeichentrickfilme, vor allem französische – Asterix und Tintin waren große Favoriten in unserem Haus.

Sie fährt nach Hause, und die Wiese, die von verkrustetem Schnee glänzt, die gerade und leere Straße, in beiden Richtungen kein Verkehr, der Bürgersteig gestreut und eisfrei, Baumkronen, die sich über ihnen vereinen und morgendliche Schatten werfen, und ihre Ulme – sie sieht sie als ihre – kommt ins Blickfeld. Die Shore Road biegt scharf nach links ab, eine Bumerangkurve, genau da, wo unsere Einfahrt nach rechts abgeht.

Alte Steinmauern, die von Connecticuts Siedlern errichtet wurden, die im 17. Jahrhundert aus England kamen – noch ein Beweis mehr für Migration und Wanderungen und dafür, dass die Geschichte der Welt daraus besteht, dass Menschen einen Ort für einen anderen verließen, weil sie nach mehr Nahrung, religiöser Freiheit, einem besseren Leben suchten –, säumen den Weg. Als Jenny klein war, liebte sie es, oben auf den Mauern zur Bushaltestelle und zurück zu laufen, und manchmal versteckten wir Nachrichten füreinander in einer mit Flechte überwucherten Spalte, die wir unseren Briefkasten nannten. Sie erinnert sich an unser geheimes Versteck, an das freudige Beben darüber, eine Nachricht zu finden, und sie trägt Timmys Pullover, sein Geruch ist untrennbar verbunden mit dem Gefühl, verliebt zu sein, und in diesem Moment tritt sie aufs Gas.

Die Sonne wird vom Schnee reflektiert, von hellem Glimmer und Quarz, die sich durch die Granitmauern ziehen und sie nur eine Sekunde lang blenden. Die Straße ist frei, sie kennt den Weg, sie ist eine gute Fahrerin, ihr Vater ist bei ihr, er hat ihr selbst das Fahren beigebracht, sie würde ihm niemals weh tun, sich selbst nie weh tun, sie liebt ihre Familie, sie liebt ihr Leben, es gibt also keine Erklärung.

Zehn Minuten später schlendern Bonnie und ich herbei, haben unsere Erledigungen beendet. Wir haben noch ein paar

Stunden, bevor unsere Freunde auftauchen werden, um sich das Spiel anzuschauen, und ich sehne mich nach Zeit mit Jenny – ihr Vater hatte den Morgen, und ich werde den frühen Nachmittag haben, um unsere Tochter und ihr gebrochenes Herz zu pflegen, um einfach bei ihr zu sein, weil ich schlau genug bin, um zu wissen, dass Worte nicht helfen, dass es keine Erklärung gibt, dass alles besser werden wird, dass es ihr wieder gutgehen wird, dass die Zeit vergeht und der Tag kommen wird, an dem es nicht mehr so weh tun wird.

Black Hall ist eine Kleinstadt, und wenn man Sirenen hört, sackt einem der Magen nach unten, weil man sich ziemlich sicher ist, dass, was immer es ist, es jemanden betreffen wird, den man kennt. Als ich die Shore Road entlangfahre, verlangsame ich das Tempo, um die Feuerwehr vorbeizulassen. Bonnie marschiert auf dem Rücksitz hin und her. Ich sage ihr, sie soll sich beruhigen, alles sei gut, wir werden in einer Minute zu Hause sein. Ich schalte den Blinker ein, um von der Hauptstraße abzubiegen und in unsere Einfahrt zu fahren, und da sehe ich blitzende Lichter.

Manche Gedanken sind zu unerträglich, als dass man sie zulässt. Ich sehe, wie der Stadtpolizist dem Verkehr Zeichen gibt, umzudrehen, in die andere Richtung zu fahren, und ich drehe das Fenster herunter, um ihm zu sagen, dass ich hier wohne, und trotzdem weigere ich mich zu denken, dass dieser Unfall uns betrifft. Doch Bonnie bellt jetzt, und sie weiß es, und als der Polizist mich erkennt und sich dem Auto mit jenem Blick in den Augen nähert, den kein Mensch sehen will, bleibt mein Herz stehen, weil mein Herz es weiß.

Ich öffne die Autotür, er versucht, mich aufzuhalten, aber nichts auf dieser Welt kann mich zurückhalten. Ich bin direkt hinter Bonnie, die an der langen Reihe von Streifenwagen, Feuerwehrwagen und Ambulanzen vorbeiläuft. Ich höre je-

manden sagen: »Sie ist nicht mal auf die Bremse getreten, sie muss fünfzig gefahren sein.« Und jemand anderer sagt: »Halt den Mund, das ist ihre Mutter!« Die Sonne wird vom Schneefeld und dem Long Island Sound reflektiert, doch sie blendet mich nicht, ich sehe alles, und mein Geist macht ein Bild von allem, was da ist, und von allem, was nicht da ist.

Die Erinnerung wird mir für immer bleiben, selbst wenn ich in der Zukunft dreitausend Meilen weit wegfahre. Entfernung kann dem nichts anhaben: das Auto, das zerquetscht an der Mauer klebt, Fahnen aus schwarzem Rauch, Rettungshelfer, die keinen haben, den sie retten können, und mich durchlassen, Spinnweben aus Blut auf den Gesichtern meiner Tochter und meines Mannes, die da auf dem schneebedeckten Boden liegen, Bonnie zwischen ihnen, die nicht heult, sondern nur leise und sanft klagt, und die geliebte Ulme, deren Äste nackt vor dem blauen Himmel aufragen – sie muss das Letzte gewesen sein, was Jenny und Peter auf Erden gesehen haben.

I

Roberto

September 2012

Vor der Morgendämmerung roch die Luft nach Zitronen. Roberto schlief in der kleinen Hütte in dem Wäldchen der Santa Monica Mountains, in der salziger Wind vom Pazifik her den Duft nach bitteren Früchten linderte und seine Träume mit Erinnerungen an zu Hause erfüllte. Er war wieder in Mexiko, bevor er auf der Suche nach Güte für seine Familie in die Vereinigten Staaten gekommen war, war wieder in einem anderen *huerto de limones*, und diese Zitronenplantage sumnte von Bienen und den Stimmen der Arbeiter; Rosa spielte mit ihrer Puppe Maria. Maria hatte reine Engelsflügel, und Robertos Großmutter hatte Rosa zugeflüstert, dass sie magische Kräfte habe und fliegen könne.

Rosa trug ihr Lieblingskleid, weiß mit rosafarbenen Blumen, das seine Großmutter genäht hatte. Roberto stand oben auf der Leiter, im Traum größer, als man in der Wirklichkeit je werden könnte. Von hier aus vermochte er über die Baumwipfel zu sehen, sein Blick strich über das Tal bis nach Popocatepetl und Iztaccíhuatl, die beiden schneebedeckten Vulkane im Westen. Seine Großmutter hatte ihm die Legende er-

zählt, dass die Berge Liebende seien und der Junge das Mädchen schütze, und als Roberto so hoch auf seiner Leiter stand, fühlte er sich stärker als alle und hörte seine Tochter mit ihrer Puppe reden.

In der Magie des Traums, in dem sein Korb von Zitronen überquoll, glitt er den Baum hinunter und nahm Rosa in die Arme. Sie war fünf Jahre alt und hatte fröhliche braune Augen und Kaskaden aus dunklen Locken, und sie schlang ihren dünnen Arm um seinen Hals und presste ihr Gesicht an seine Schulter. Im Traum war er weise und wusste, dass es kein besseres Leben gab, keine größere Güte als das, was sie bereits hatten. Er hielt sie und versprach ihr, dass ihr niemals etwas Schlimmes zustoßen würde, und wenn er ewig hätte schlafen können, wären diese Worte wahr. Der Schlaf verlängerte die Vision, er hatte die Augen fest gegen das Licht der Dämmerung verschlossen, und der Duft der *limones* verstärkte die Illusion, dass Rosa immer noch und für immer bei ihm war.

Als er erwachte, vergeudete er keine Zeit damit zu versuchen, sich an den Gefühlen festzuhalten. Sie rissen sich mit Gewalt von ihm los und waren fort. Sein Tag begann schnell. Er lebte fünfundzwanzig Meilen östlich in Boyle Heights, blieb aber manchmal während der Brandsaison und wenn es Extraarbeit gab auf der Plantage. Er führte eine Dreiermannschaft an, und zusätzliche Männer waren beim Arbeitsamt der Gemeinde Malibu angeheuert worden oder auf dem Parkplatz des Woodland Hills Home Depot, wenn es nötig war. Sie kamen um acht Uhr morgens auf das Gelände.

Die Familie Riley lebte in einem großen Haus im spanischen Kolonialstil mit bogenförmigen Fenstern und einem roten Ziegeldach, gerade oberhalb der Kammlinie von Roberts Hütte. Sie besaßen das Land in den westlichen Santa Monica Mountains von Malibu seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Wäh-

rend andere Familien alte, weniger profitable Plantagen abgerissen und Weinberge gepflanzt hatten, blieben die Rileys ihrer Familientradition treu, Zitrusfrüchte anzubauen. Roberto respektierte ihre Loyalität gegenüber den Vorfahren und dem Land.

Der kleine Wald umfasste hundertsechzigtausend Quadratmeter, hundertzwanzig Jahre alte Bäume pro viertausend Quadratmeter, die in geraden Linien auf der südlichen Bergseite in denselben Furchen angebaut worden waren, in denen einst ältere Bäume gestanden hatten. Vor zwanzig Jahren hatte der Santa-Ana-Wind Feuer angefacht, die den ganzen Wald niederbrannten, die Casa Riley zwar verschonten, jedoch die Nachbargrundstücke auf beiden Seiten verschlangen. In der Nähe des Hauses und des großen gekachelten Swimmingpools gab es Felszungen und dreihundert Jahre alte Eichen – deren Stämme zweieinhalb Meter Durchmesser maßen –, die immer noch von jenem Feuer geschwärzt waren. Feuer war etwas Mystisches, und obwohl es in den folgenden Jahren immer wieder durch Malibu getobt hatte, war der Besitz der Rileys stets verschont geblieben.

Im Moment blies der Wind kühl vom Pazifik her, doch Roberto wusste, er konnte sich jederzeit drehen. Der Sommer war vorbei, und nun würden die Wüstenwinde beginnen, die Santa Anas, die über die Bergpässe heulten und sich erhitzen, während sie von den höheren Erhebungen hinunter zur Küste sanken, und jeder Blitz, sogar von einem Elektrowerkzeug, konnte den Canyon entzünden. Es war seit ganzen zwei Monaten trocken gewesen. Er ging zur Scheune, wo sich die Kontrolltafel befand, und schaltete die Berieselungsanlage ein.

Das Wasser sprühte in die Höhe und fing Regenbögen ein, als die Sonne über die östlichen Berge aufstieg. Es zischte leise

und beständig, und Roberto musste an das Geräusch von Geld denken, das weggespült wurde. Das Wasser wurde über einen Kanal auf die Plantage geliefert und war teuer. Die Rileys hatten ihm oft erzählt, dass das Wichtigste die Gesundheit der Bäume und Zitronen sei und der Schutz des Landes vor Feuer.

Roberto hatte noch etwas Wichtigeres zu erledigen, bevor seine Mitarbeiter kamen – den Küstenweg sicherer machen. Er griff nach einem Vorschlaghammer und bahnte sich einen Weg durch den Wald zum Klippenrand. Die sommertrockenen Hügel schwangen sich an dem glitzernden Pool vorbei gleich einem breiter werdenden V hinunter zum Pazifik. Ab und zu durchquerten Wanderer das Land der Rileys, um den Anschluss zum Backbone Trail und anderen Wanderwegen in dem Gebirgszug zu finden. Vor vielen Jahren hatte jemand Pfosten und eine Kette errichtet, einen rudimentären Zaun, um die Menschen daran zu erinnern, dass es hier steil abfiel, fünfzehn Meter tief zum Grund des Canyons.

Er testete die Pfosten und entdeckte, dass einige locker waren. Schlammlawinen und Beben machten das Land instabil. Er wünschte, sie würde ganz weg von diesem Pfad bleiben, mit dem Hund durch den Wald gehen, wo er besser ein Auge auf beide haben konnte, oder zumindest die Wege innen auf dem Grundstück benutzen. Doch sie schien den Ozean zu lieben. Er hatte sie an beiden Tagen, seit sie angekommen war, morgens hier entlanggehen sehen; sie war stehen geblieben, um hinaus aufs Meer zu blicken, während der Hund durchs Unterholz und den Küstensalbei raschelte.

Er klopfte an den ersten Pfosten, um sein Ziel festzulegen, dann schwang er den Vorschlaghammer über den Kopf. Metall traf mit einem lauten Gong auf Metall. Er spürte den Schock des Aufpralls in den Knochen seiner Handgelenke und Schul-

tern. Während er sich die Reihe der Pfosten entlangbewegte, trieb er jeden ein paar Zentimeter tiefer in den Boden, bis sie fest verankert waren. Der Wind wehte Richtung Haus. Er hoffte, das Geräusch würde sie nicht stören. Doch er konnte sich vorstellen, dass es so war. Wie er stand sie früh auf.

Die Rileys waren für mehrere Monate nach Irland gereist und hatten ihrer Nichte das Haus überlassen, damit sie darauf aufpasste. Sie war vor drei Tagen angekommen, nachdem sie allein mit einem Hund, der weiße, braune und blaugraue Flecken und ein braunes und ein blaues Auge hatte, quer durchs Land gefahren war.

Die Frau war klein, blass und hatte silbernes Haar und blaue Augen. Sie sah in nichts aus wie die Frauen, die Roberto in Kalifornien gesehen hatte. Alle hier wirkten glamourös, fast perfekt mit von der Sonne golden getönter Haut und Haaren, die in einem satten Braun oder hellen Blond gefärbt waren, mit gefeilten Nägeln und Make-up – er hatte Mrs. Riley noch nie ohne Lippenstift gesehen. Doch die Nichte war anders.

Sie hatte sich am selben Morgen vorgestellt, an dem sie angekommen war. Er war in der Scheune gewesen und hatte die Kontrolle der Berieselungsanlage auf dreißig Liter pro Baum erhöht, und sie war einfach hereingekommen und hatte ihm die Hand geschüttelt, ohne darauf zu achten, dass seine Hand fettig und sein Gesicht schmutzig war.

»Sie müssen Roberto sein«, hatte sie gesagt, als sie ihm die Hand schüttelte. »Ich bin Julia, Gracielas und Johns Nichte. Und das hier ist Bonnie.«

»Hi, Julia«, hatte er verlegen geantwortet und sich die Hände, zu spät, an seiner Hose abgewischt. »Sie sind also gesund und munter hier angekommen. Lange Fahrt gehabt?«

»Ja, danke. Glücklicherweise ist Bonnie eine gute Reisefährtin.«

Sie sahen sich in die Augen, und Roberto hätte nicht sagen können, warum ihm plötzlich die Haare im Nacken zu Berge standen. Er bückte sich und streichelte Bonnie, um dem Gefühl zu entfliehen, strich mit den Händen über ihr seidiges Fell. Sie hatte ein lächelndes, freundliches Hundegesicht, aber mit jenen unheimlichen Augen, weshalb seine Großmutter sie einen *perra bruja* nennen würde, einen Hexenhund. Julius blaue Augen beunruhigten ihn noch mehr; wenn er ihren Blick erwiderte, fühlte er sich aufgeschreckt, als ob er in einen Spiegel gesehen hätte.

»Dann lasse ich Sie mal weiterarbeiten«, sagte sie, als ob sie sein Unbehagen gespürt hätte.

»Danke«, erwiderte er. »Bitte lassen Sie mich wissen, wenn Sie etwas brauchen.«

Sie war weggegangen, Bonnie führte sie auf den Klippenweg. Seit jener ersten Begegnung hatte er sie öfter wiedergesehen. In dieser Welt konnte er niemanden retten, doch er konnte sein Bestes tun, den Weg für sie sicher zu machen.

Während er seinen Weg entlang der Pfosten weiterging, bemerkte er, dass er einige mit Beton würde verstärken müssen – diejenigen, die zu locker saßen, um sich in der Erde zu verankern. Ein Stoß mit seiner Stiefelspitze ließ Kieselsteine und Lehm hinunter in die Schlucht stürzen. Er packte einen Armvoll Gebüsch vom Hügel und versperrte den Weg; er würde es so lassen – sogar etwas Gefahrenwarnband anbringen –, bis er die Gefahrenzonen reparieren konnte.

Als er zurück zur Scheune ging, hörte er Lastwagen ankommen und Stimmen. Die Mannschaft war eingetroffen, um die Plantage zu bewässern und zurechtzustutzen, doch Roberto dachte nur an die Gefahrenzonen. Sie waren überall. Manche waren massiv und mit Warnschildern versehen, ein paar Meter entlang einem Wanderweg, und man konnte sie mit dem

richtigen Werkzeug und einem Eimer Beton befestigen. Andere breiteten sich meilenweit aus, von Horizont zu Horizont, und zogen sich zu Tausenden übers Land hin. Wer am meisten Glück hatte, kam mit dem Leben davon.

Die Jüngsten, die nicht überlebt hatten, waren nun Engel. Sie suchten den Pilgerweg heim, die ausgetrockneten Flussbetten und schmalen Canyons und erfüllten die Luft mit ihrem geisterhaften Klagen. Manche waren von La Llorona entführt worden, der weinenden Frau, die anderen die Kinder stahl, um ihre eigenen zu ersetzen. Vom Himmel verstoßen, weil sie ihre Kinder im Santa Fe River verloren hatte, durchwanderte sie das Grenzland und fing alle Jungen ein, die sie des Nachts allein vorfand.

»Hola, cómo estás?«, fragte Serapio, der seinen Wagen im Schatten parkte.

»Bien, y tú?«, gab Roberto zurück.

»Bien. Graben wir heute wieder Ableitungskanäle?«, wollte Serapio wissen.

»Ja«, erwiderte Roberto. »Du und die Jungs machen da weiter, wo wir gestern aufgehört haben. Ich bin bald bei euch.« Serapio nickte, ohne zu fragen. Roberto hätte die Mannschaft um Hilfe bitten können und so den Weg früher fertig befestigt, doch es war sein Job, und das wusste er. Ab und zu fühlte er sich berufen – war das das richtige Wort? Vielleicht nicht – es war mehr so, als ob er erleichtert wäre, weil die Last der Strafe von ihm genommen wurde, er die Chance hätte, zu arbeiten und sich von seinen Sünden zu erlösen. Er war nicht mal mehr gläubig. Seine Mutter war im Kindbett gestorben, und seine Großmutter hatte ihn katholisch erzogen. Er trug immer noch ihren handgeschnitzten schwarzen Rosenkranz in seiner Tasche, doch das geschah mehr aus Sentimentalität und Liebe zu ihr als aus religiösen Gründen.

Trotzdem, wenn er dieses Gefühl hatte – direkt aus seinen Eingeweiden, nicht aus seinem Gehirn –, gehorchte er ihm. Er griff nach einem Sack mit Betonmischung, füllte den ersten Eimer und warf sich zwanzig Meter gelbes Warnband über die Schulter. Bienen summten in der dunkelrosa blühenden Bougainvillea, die neben der Scheune wuchs, und als er zurück zum Klippenrand wanderte, spürte er, wie der Wind durch Salbei und Küstengestrüpp vom Meer heraufwehte. Er kühlte seine Haut und machte ihm sogar in der morgendlichen Hitze eine Gänsehaut.

Der Pazifik erstreckte sich ewig so blau, aber nicht einen Bruchteil so tief wie der Himmel. Der Wind brach die Oberfläche in kleine weiße Wellen, die sich aufbauten und erhoben und sich ihrerseits am Fuß des Kliffs brachen. Es war ein immerwährendes Donnern. Das Geräusch hielt ihn nachts wach, wenn er auf der Plantage blieb, und weckte in ihm das Heimweh nach seiner Farm am Fuße der Berge. Bevor er nach Los Angeles gekommen war, hatte er noch nie ein Meer gesehen. Wenn der Sturz von der Klippe ihn nicht tötete, würde er ertrinken – er konnte nicht schwimmen.

Nachdem er den Beton gemischt hatte, füllte er die Löcher, die er gegraben hatte, und stellte die Pfosten aufrecht hin. Sie waren aus solidem Stahl und würden, sobald sie richtig verankert wären, die Kette stark und wirksam machen. Außer genau hier am Rand zu stehen, war es das Beste, was er tun konnte, um sie in dem gefährlichen Land sicher zu machen. Die Sonne stieg höher, und der Schweiß, der sich auf seiner Stirn bildete, lief ihm in die Augen und biss ihn, doch er wischte ihn sich nicht weg – er wollte nicht damit aufhören, den Vorschlaghammer zu schwingen, er spürte den Schlag in seinen Knochen so stark, dass er ihn davon abhielt, an Verlust oder Gefahr oder überhaupt an irgendetwas zu denken.

Julia

Das hier ist Malibu, aber in keiner Weise wie das Malibu, von dem man hört, wenn man an der Ostküste lebt. Da geht es nur um Filmstars und Skandale und braun gebrannte blonde Mädchen in den neuesten Porsche-Modellen, bei denen sich die Leute fragen: »Sind das die kommenden Schauspielerinnen in Filmen, die noch nicht gesendet wurden, oder werden sie nur von einem alten Mann ausgehalten, der reich und alt genug ist, um teure Geschenke gegen Aufmerksamkeit und Zuneigung einzutauschen?«

Sie wusste ein wenig über solche Dinge. Seit sie ein Kind gewesen war, kam sie hierher – obwohl es jetzt das erste Mal seit fünf Jahren war –, und sie hörte Klatsch von Lion, den sie heute Abend zum Essen treffen würde.

Sosehr sie ihn liebte und immer geliebt hatte, war sie doch nicht in der Stimmung, hätte es vorgezogen, zu Hause zu bleiben. Sie mochte es, wie diese Landschaft sie einschloss, sie sich auf seltsame Weise dadurch beschützt fühlte, denn was konnte eigentlich gefährlicher sein als Malibu mit seinen Erdbeben, Erdbeben und Flächenbränden?

Vielleicht tröstete diese äußere Gefahr sie irgendwie und verstärkte bei ihr das Gefühl, wie wenig von Dauer alles war. Man musste sich nur das Volk der Chumash anschauen, das an dieser Küste vor zehntausend Jahren als Jäger und Sammler und wunderbare Bootsbauer und Korbmacher gediehen war. Als Anthropologin konnte sie sich ihr Leben hier lebhaft vorstellen und wie zeitlos es erschienen sein musste – bis 1542, als Juan Rodríguez Cabrillo herbeigesegelt kam und Kalifornien für Spanien beanspruchte.

Anthropologie hatte sich als ihr perfektes Forschungsgebiet herausgestellt – über die Kosmologie von Zivilisationen zu erfahren, die an einem Ort enturzelt worden waren und sich an einem anderen niedergelassen hatten. Sie spürte den Verlust von Jenny so deutlich, das Besondere an ihren gemeinsamen Tagen, die Konstellationen, die die Momente in ihrem Leben bestimmt hatten, ihre eigene verlorene Kultur. Wer sie gewesen waren, Jenny und Julia, Mutter und Tochter, würde für immer bleiben; aber was aus Jenny und damit aus ihrer Beziehung geworden wäre, endete mit dem Unfall.

In ihrem Beruf hatte es Julia mit der Wirklichkeit zu tun, dem, was man beweisen konnte, den Spuren, die Menschen hinterlassen hatten. Selbst als Studentin hatte sie es geliebt, sich an ihrem Leseplatz in der Rock – der Hauptbibliothek an der Brown – zu verstecken und lang verlorene und vor kurzem gefundene Artefakte zu benutzen, um in ihrer Phantasie die Art, wie die Menschen gelebt hatten, zusammenzufügen. Es war immer ihre Leidenschaft gewesen, die Toten am Leben zu erhalten, indem sie erfuhr, wie sie sich verhalten hatten, wo sie auf der Suche nach Nahrung, Wasser und Liebe gewandert waren. Sie war ein emotionales Mädchen gewesen, und das hatte sich nie geändert. In der Vance School war sie in der ersten Klasse mit den Kindern zusammen gewesen, die im Kinderheim leb-

ten – ein großes Ziegelgebäude oben auf einem Hügel. Sie waren aus unterschiedlichen Gründen dort. Ihre Eltern waren gestorben oder hatten sie verletzt, oder sie konnten sich aus irgendeinem Grund nicht um sie kümmern. Julia konnte das Heim von ihrem Zimmerfenster aus sehen.

Da gab es einen Jungen, Billy, der in der Schule neben ihr saß. Er hatte Sommersprossen und eine Schmachlocke. Wenn sie auf einen Ausflug zum Feuerwehrhaus gingen, war er ihr Partner, und sie hielten sich an den Händen. Es war Herbst, und wenn sie die Connecticut Street entlanggingen, schlurften sie durch rotes und gelbes Laub. Billy redete mit keinem außer ihrem Lehrer. Sie gingen den ganzen Weg ohne ein Wort, doch er drückte immer wieder ihre Hand, als ob es ein Morsezeichen wäre.

Die Innenseite seiner Handgelenke war schmutzig, und er hatte ein Loch im Ärmel seines Pullovers, und etwas an dieser aufgeribbelten Wolle und dass er nicht redete, erzählte ihr eine Geschichte über sein ganzes Leben.

In der vierten Klasse sah Julia einen Filmstreifen über Margaret Mead und ihre Arbeit mit Kindern in Samoa. Doch als sie auf die Highschool kam, war es Margarets Mentorin Ruth Benedict, die Julias Phantasie anregte und in ihr den Wunsch weckte, Anthropologin zu werden.

Ruth untersuchte die Stämme im Südwesten und war die erste Frau, die wirklich Feldforschungen betrieb. Sie schrieb über die Beziehungen zwischen Kultur, Sprache und Persönlichkeit. Sie war interessiert an menschlichem Verhalten und wie es durch Traditionen geprägt wurde. Julia wollte so viel sie konnte über das Verhalten von Menschen lernen, ihre eigene Familie eingeschlossen.

Wie sich Jenny verhalten hatte – ein Hurrikan der Liebe. Sie kam nach ihrer Mutter, wenn es um Gefühle ging. Es war

nichts Ungewöhnliches, dass Julia aus ihrem Büro und von einem spätnachmittäglichen Ausflug in den Lebensmittelladen zurückkam, die Küche betrat und Jenny aufsprang, ihr um den Hals fiel und, die Hände um ihren Nacken gelegt, sagte: »Warum warst du so lange weg?«

»Ich bin nach der Arbeit direkt nach Hause gegangen.«

»Erinnerst du dich nicht? Wir wollten ein Picknick machen und uns den Mondaufgang anschauen.« Oder den Sonnenuntergang oder die Blaubarsche beim Füttern oder die Monarchfalter, die sich für ihren langen Weg in den Süden nach Mexiko bereit machten, oder die Baumschwalben in ihrer Trichterwolke, die sich jeden Abend in der Dämmerung bildete.

An jenem Septemberabend war es der Mondaufgang gewesen. Jenny hatte Sandwichs vorbereitet, köstliche Zusammenstellungen aus geräuchertem Blaubarsch und was immer es noch im Garten gab. Peter war zu Hause – Julia erinnerte sich jetzt daran –, hatte sich ihnen jedoch nicht anschließen wollen. Er arbeitete an einem Fall und musste sich dringend ein Spiel der Red Sox anschauen. Sie hatten nie vorgehabt, ihn außen vor zu lassen, doch er schien auch nie darauf aus zu sein, sich ihnen anzuschließen. Er und Julia schienen beide ihr eigenes Leben zu führen, und das trug mehr als alles andere zu ihrer bevorstehenden Trennung bei.

Julia und Jenny eilten den gewundenen, hölzernen Weg hinunter. Verkrüppelte Eichen und Kiefern hingen über dem sandigen Pfad. Sie kamen zum Strand, gerade als die Sonne unterging, setzten sich auf den glatten grauen Holzklotz – der nach jahrelangen Stürmen und Wind und wehendem Sand schon ewig keine Rinde mehr hatte – und schauten nach Osten.

Sie versuchten dies jeden Monat am Abend des Vollmonds zu machen, doch das war nicht immer möglich. Aber an diesem Abend sahen sie, wie der aprikosenfarbene Mond sich über

eine östliche Landspitze erhob und dann sein orangefarbenes Licht über den Long Island Sound ergoss in einem Pfad, der geradewegs auf sie zuzukommen schien.

»O Jenny«, sagte Julia, »ich bin so froh, dass du daran gedacht hast.«

»Mom, du hast doch die Mondpicknicks erfunden.«

»Wirklich?«, fragte sie. Doch sie wusste, dass es wahr war. Sie hatte immer die Natur und die Magie geliebt, die dies menschlicher Liebe brachte. Als Kind war sie wie Jenny gewesen – in alles verliebt. Sie glaubte nicht daran, dass sich Liebe entfalte, sondern mit einem großen Knall geboren wurde wie das Universum.

Jennys Begeisterung glich der von Julia, und der Gegensatz zu Peter konnte nicht schärfer sein. Je älter er wurde, desto gemessener und vorsichtiger wurde er, und desto schwerer wurde es für Julia, Möglichkeiten zu finden, das Gefühl zu haben, dass sie noch etwas anderes als nur die Jahre und eine Tochter gemeinsam hatten. Julia hatte lange gebraucht, bis sie sich eingestehen konnte, dass sie zutiefst unglücklich in dem war, was die meisten Leute als eine sehr gute Ehe betrachteten. Als sie den Vollmond anstarrte und die Hand ihrer Tochter hielt, liefen ihr Tränen die Wangen hinunter, weil sie angefangen hatte, nicht nur daran zu denken, sondern bereits Schritte zu unternehmen, sich von Peter scheiden zu lassen. Es stellte sich heraus, dass die Scheidung nicht nötig gewesen war.

Die Santa Monica Mountains zogen sich von Osten nach Westen im Norden des Beckens von Los Angeles hinunter zum Pazifik, und das Haus lag eingebettet in einem Canyon und blickte über schier endloses Blau. In den Tagen, seit Julia und Bonnie aus Connecticut gekommen waren, hatte Bonnie

schon ihre Rolle als Königin des Besitzes beansprucht. Sie wurde alt, und es rührte Julia, sie wieder glücklich zu sehen. Collies waren empfindsam für die Stimmungen ihrer Herrchen und Frauchen. Julia wusste, dass sie Bonnies Frauchen war, ob es ihr nun gefiel oder nicht. Julia war am glücklichsten, wenn sie sich verbarg. Sie hatte kaum etwas übrig für den Totempfehl der Hierarchien, doch wenn es um den Hund ging, war diese Beziehung integriert. Fünf Jahre lang hatte es nur Julia und Bonnie gegeben, und sie gehörten zueinander. Sie hatte Frieden damit geschlossen, dass Bonnie sich wegen allem an sie wandte – sie hatte schon lange akzeptiert, dass bis zu dieser Reise ihrer beider Leben sich auf das Schlafzimmer, die Küche und so wenig wie mögliche Ausflüge in den Lebensmittelladen beschränkte.

Bonnie ruhte neben ihr auf dem Bett und sah aus traurigen Augen zu, wenn Julia an Jenny dachte und versuchte weiterzuatmen. Atmen war immer noch wie eine Rasierklinge, die rein- und rausging, rein und raus. Warum musste Julia atmen, wenn Jenny es nicht mehr tat? Ein kindischer Gedanke, doch sie würde niemals damit aufhören, diese Tatsache zu hassen und zu wünschen, dass sie mit ihrer Tochter tauschen könnte. Jenny sollte hier bei Bonnie sein, sollte aufs College gehen, sollte das Haus in diesem geheimnisvollen Canyon hüten, der nach Blumen und Zitronen und Seeluft roch.

Sie hasste es, Menschen zu sehen. Sie hatte gegen niemanden persönlich etwas, doch sie war anders, eine andere geworden seit Jennys Tod. Jenny hatte Bonnie geliebt, hatte sie gerne gestreichelt, mit ihr gekuschelt, hatte ihr einen Tennisball geworfen, das glitschige Ding gepackt und es wieder geworfen, war durchs Feld zu dem toten Baum und übers Steilufer zum Strand gelaufen; sie waren zusammen im Long Island Sound geschwommen, nach Hause gekommen und hatten sich Sand,

Salz und Ranken aus Algen abgespritzt. Wenn Julia also Bonnie streichelte, wusste sie, dass, weil Jenny Bonnie umarmt hatte, sie irgendwie einen Teil ihrer Tochter berührte.

Als sie zum Fenster hinaus auf den langen Abhang aus Rasen und Garten bis zur Plantage hinunter schaute, sah sie Roberto, der diese Pfosten in den Klippenweg rammte, und spürte, wie Wut in ihr hochkochte. Warum reparierte er den Weg? Offenbar hatte er sie gestern mit Bonnie dort entlanggehen sehen, und Scheiße und Mist, sie könnte schwören, dass er ihre Gedanken gelesen hatte – jener flüchtige Moment, in dem sie dachte, wie leicht es wäre, einfach nur am Rand zu stehen, loszulassen und hinunter ins Meer zu fliegen.

Ganz plötzlich und obwohl sie Leute eigentlich mied, wusste sie, dass sie zu ihm hinausgehen würde. Warum ordnete sie ihn nicht als »Leute« ein, obwohl sie ihn doch erst so kurz kannte? Er war der Letzte in einer langen Reihe aus Plantagenverwaltern. Alle waren Immigranten gewesen, und sie hatte die meisten gekannt, mit ihnen gescherzt, ihre Familien kennengelernt und – als Kind – sich von ihnen auf die Äste heben lassen, um Zitronen zu pflücken. Sie waren auf der Suche nach einem besseren Leben aus Mexiko gekommen.

In ihren frühesten Erinnerungen hatte ihr Onkel John ihr erzählt, dass die Mexikaner und die Iren – ihre irische Familie im Besonderen – auf eine Art miteinander verwandt waren, die tiefer ging als Blut. Beide Gruppen waren in großer Zahl in die Vereinigten Staaten eingewandert und hatten dasselbe gesucht, Befreiung von Hunger und Armut, einen Ort, um ihre Familien großzuziehen und ein Leben zu schaffen, das ihren Kindern größere Möglichkeiten geben würde.

Er hatte ihr von John Riley erzählt, ihrem Vorfahr, der aus Irland gekommen war und sich während des mexikanisch-amerikanischen Krieges der US-Armee angeschlossen hatte.

Als er die Ungerechtigkeiten erkannte, hatte er die Seiten gewechselt und das Saint-Patrick's-Bataillon gegründet und für Mexiko gekämpft. Die Amerikaner fingen ihn schließlich und brandmarkten seine Wange mit einem »D« für Deserteur. Und Mexiko verlor den Krieg.

Ihr Onkel John hatte sie ermutigt, Anthropologie zu studieren. Auf einem Besuch hier hatte er ihr, als sie siebzehn war, René Groussets Klassiker *Die Steppenvölker* geschenkt, der 1939 veröffentlicht wurde. Sie war fasziniert gewesen von den bulgarischen Stämmen in Südrussland und davon, wie die östliche und westliche Einwanderung der Steppennomaden die Entwicklung der Gesellschaften in Europa, China, Zentralasien und Indien beeinflusst hatte. Jeder Ort in der Welt schuldete seine Identität den Menschen, die von irgendwo anders hierhergezogen waren.

Sie war ihrem Traum gefolgt und hatte im Hauptfach Anthropologie an der Brown studiert. Anstatt direkt auf die Graduiertenfakultät zu gehen, hatte sie sich ferngehalten. Sie und Peter konnten sich nicht zwei Ausbildungen gleichzeitig leisten, also hatte er zuerst seine Juristenausbildung beendet.

Dann wurde Jenny geboren. Julia hatte nie aufgehört, zu lesen und Neugierde auf die Bewegungen und Diasporas der Stämme zu empfinden. Als Jenny in die vierte Klasse kam und begann, Fragen zu ihrem familiären Hintergrund zu stellen, trieb Julia ein Exemplar eines Films über Margaret Mead auf und zeigte ihn Jenny. Er regte Jenny an, in der Schule ein Projekt über Julias Vorfahren zu beginnen, die aus Irland emigriert waren, und über die ihres Vaters aus England.

Julia verstand, dass die Verbindung mit Roberto mit dem Blitzen zu tun hatte, das sie in seinen Augen gesehen hatte, als sie fragte, ob er Kinder habe, und er unsicher schien, ob er mit Ja oder Nein antworten sollte. Schließlich hatte er gesagt: »Ja,

eine Tochter.« Doch er hatte Julias Blick gemieden, wie es jemand tat, wenn er log. Sie machte es auch so. Sie konnte nie mit jemandem direkt über Jenny reden.

Das Haus war beruhigend. Ihr Onkel war Akademiker, ihre Tante Schauspielerin. Gracielas Mutter war Mexikanerin, ihr Vater ein gebürtiger Angeleno, der ein kleines Studio gleich hinter den Bergen in North Hollywood geleitet hatte. John und Graciela hatten sich in einer Strandbar ein paar Meilen entfernt kennengelernt – John entwickelte gerade das Programm für mexikanische Studien an der UCLA, Graciela hatte eine Rolle in einem Western bekommen und drehte auf der Paramount-Ranch.

Sie waren beide im Großraum Los Angeles aufgewachsen und trotz ihrer Verschiedenheiten sofort voneinander fasziniert. John machte seinen Heiratsantrag, bevor die wichtigsten Fotos für den Film fertig waren; sie heirateten auf der Zitronenplantage und zogen zu seinen Eltern ins Haus – die Casa Riley –, und diese lebten bis zu ihrem Tod bei ihnen.

Dieser Zweig der Familie liebte die spanische Kolonialarchitektur, und das sah man ihrem Haus an. Die Wände waren aus dickem Stuck, die gebogenen Fenster zu klein, um die ganze Großartigkeit des Blicks hereinzulassen, und die roten Fliesenböden hoben sich von dem weißen Gips und den dunklen Holzsäulen und Fensterrahmen ab. Julias Vater William war in diesem Haus aufgewachsen, doch er war nach Harvard gegangen und hatte sich an der Ostküste niedergelassen und nie wieder zurückgeschaut. Er ignorierte die mexikanischen Anteile ihrer Familiengeschichte und konzentrierte sich auf die Iren, lebte und schrieb in Connemara, wann immer er konnte. Onkel John liebte die Lokalgeschichte, und im Lauf der Jahre hatten er und Graciela viele Stücke aus den legendären und viel bejammerten Malibu-Töpfereien gesammelt – die Fabrik

hatte nur sechs Jahre lang, von 1926 bis 1932, am Strand fünf Meilen die Küste entlang existiert, bevor sie von einem Feuer zerstört wurde –, hell glasierte Fliesen in den Bädern und der Küche, Buchstützen, die wie spitzbübische Mönche geformt waren, ein bunter gekachelter Brunnen im Hof mit einem Königskopf, der einen stetigen Strom Wasser ausspie. Solche alten und schönen Dinge zu sammeln hatte ihrer Tante und ihrem Onkel ein gemeinsames Hobby verschafft, das für sie ein Ersatz für die fehlenden Kinder gewesen war. Ja, Graciela hatte das tatsächlich so ausgedrückt.

Bonnie war jetzt im Hof und schlabberte Wasser aus dem Brunnen.

»Komm schon, Mädchen«, sagte Julia, »lass uns spazieren gehen.«

Trotz der Arthritis in ihren Hüften sprang Bonnie aus dem Hof und bog nach links ab, denn das war ihre Stammstrecke geworden. Julia folgte ihr; es war nicht zu schwierig, weil sie so langsam geworden war.

Sie gingen den Rasen hinunter, ein gepflegtes Paradies. Weiße Rosen blühten am Wegesrand, die Wege waren gesäumt von Steinkraut und dunkelblauen Lobelien. Korallenrote Geranien standen in runden Töpfen aus Muscheln. Dunkelrosafarbene Bougainvilleen ergossen sich über den Zaun an der Scheune, und hellgrüne Kolibris schwebten über den tiefroten Blüten und schossen um Julias Kopf, als sie vorbeiging.

Sie hörte das Klirren von Robertos Vorschlaghammer. Eine Minute lang zögerte sie und fragte sich, ob sie in die andere Richtung gehen, ihn nicht stören sollte, so dass er mit seiner Arbeit fortfahren konnte. Sie stand im Schatten einer vom Wind geformten Kiefer und sah zu, wie er alles, was er hatte, in die Hammerschläge steckte. Er trug ein weißes T-Shirt und sackförmige blaue Jeans, eine schwere silberne Schlüsselkette

wand sich in einer Hosentasche, und er hatte abgetragene Stiefel an. Kurz bevor sie in die andere Richtung gegangen wäre, blickte er zu ihr herüber.

Er brauchte einen Augenblick, um zu lächeln, doch dann sah sie, wie schön er war. Er sah beunruhigt aus, und es machte sie ein wenig fertig zu erkennen, wie Erleichterung in seine Augen trat, als ob sie ihm einen plötzlichen Trost verschafft hätte. Sein braunschwarzes Haar war kurz geschnitten, und er hatte einen sauberlich gestutzten Schnurrbart und einen dünnen Zwei- oder Dreitagebart. Gesicht und Arme waren leicht gebräunt, seine Muskeln lang und schlank.

Um seine Augen und den Mund hatte er ein paar Falten, doch ihr wurde klar, dass er jünger war, als sie zuerst angenommen hatte. Er mochte in den Dreißigern sein, aber nicht älter. Sie ging auf ihn zu.

»Hola, Julia«, grüßte er.

»Hola, Roberto. Wie geht es Ihnen?«

»Bien, bien. Und Ihnen? Hallo, Bonnie ...«

Sie sah zu, wie Bonnie an seine Beine stieß und er sich zu ihr hinunterbeugte, um mit den Händen durch ihr Fell zu fahren.

»Danke, dass Sie das Schutzgeländer repariert haben«, sagte sie. »Jenny und ich haben immer ...« Sie verstummte.

»Natürlich«, erwiderte er. »Ich will, dass es sicher für Sie ist. Sonst geht hier ja keiner so oft entlang.«

»Aber es tut mir leid, dass ich Sie von der Plantage abziehe«, meinte sie. »Ich bin sicher, Sie haben hier eine Menge zu tun.«

»Ist schon okay. Serapio und die anderen sind bei der Arbeit. Ich komm schon noch früh genug hin.« Er stand aufrecht da, hielt den Hammer in der Hand, anstatt sich draufzustützen, legte ihn dann jedoch ab und wischte sich die Stirn mit dem Handrücken, als ob er beschlossen hätte, jetzt ganz offiziell eine Pause zu machen.